

Enkelfähig-Preis der Haniel Stiftung „Nachhaltig-fair-unternehmerisch – passt das zusammen und, wenn ja, wie?“

## An welchen Stellschrauben wir drehen müssen – Von der Wegwerfgesellschaft hin zur Langlebigkeit

Das Europäische Parlament hat das Recht auf Reparatur für Verbraucherinnen und Verbraucher gestärkt. Für bestimmte Produkte soll nun die Möglichkeit einer kostengünstigen Reparatur vorgeschrieben werden. Dies geht jedoch noch nicht weit genug und der Gesetzesentwurf greift nur auf einen Bruchteil aller technischen Produkte. Es wird Zeit, dass auch wir Handeln und an den für uns erreichbaren Stellschrauben drehen. So wie Shakespeare schon vor einigen Jahrhunderten sagte: „Es liegt nicht in den Sternen, unser Schicksal zu bestimmen, sondern in uns selbst“.

Kaffeemaschinen werden zu Wegwerfprodukten und wie Zahnbürsten nach einem bestimmten Nutzungsintervall ausgetauscht, da eine hygienische Reinigung künstlich erschwert wird. Und mit künstlich soll hier wirklich absichtlich und vorsätzlich gemeint sein. Denn dass eine Ovalkopfschraube, wie sie beispielsweise die Firma Jura verbaut, verwendet wird, hat wirklich keine Berechtigung. Eine Schraube ist ein Maschinenelement, welches eine kraftschlüssige Verbindung zwischen zwei Bauteilen herstellen soll. Der Kraftschluss kommt dadurch zustande, dass die Schraube mit einer Vorspannkraft angezogen wird und durch den Reibkoeffizient in der Kontaktfläche der Bauteile eine Betriebskraft in Normalenrichtung zur Vorspannkraft aufgenommen werden kann. Klingt kompliziert, aber für die Bewertung dieses Falles muss man die letzten Zeilen auch nicht verstanden haben. Bei einem Kaffeefullautomatengehäuse ist die Betriebskraft jedenfalls vernachlässigbar gering, weshalb keine besonderen Anforderungen an die Schraube zu stellen sind. Der einzig logische Schluss eines Ingenieurs wäre hier, ein billiges Normbauteil zu verwenden, welches in großem Volumen zu günstigem Preis verfügbar ist. Die Verwendung einer Ovalkopfschraube, die sonst üblicherweise nicht verwendet wird, stellt hier die vorsätzliche Sabotage eines jeden Reparaturversuches dar. Klar, der findige Ingenieur findet auch Lösungen, die Ovalkopfschraube ohne das spezielle Jura Werkzeug zu öffnen. Spannt man eine Mutter in einen Schraubstock und presst diese so lange zusammen bis das runde Innere oval ist, hat man sich auch einen passenden Schraubendreher gebaut. So ganz bastlersicher ist diese Hürde dann also doch nicht. Trotzdem: Noch bevor all dieser Einfallsreichtum der „Bastler“ überhaupt notwendig werden muss, wäre es Aufgabe der Gesetzgeber, den „Industrie Größen“ wegen dieser Praktiken Daumenschrauben anzulegen. Denn auf diese

und viele weitere Produktkategorien greifen die neuen Gesetzesvorschläge zum Recht auf Reparatur (noch) nicht.

Was bewegt die Unternehmen zu dieser vorsätzlichen Sabotage ihrer eigenen Produkte?

Die Hauptumsatzquelle der Unternehmen unserer heutigen Zeit ist die Produktion und der Verkauf der Produkte. Der Prozess beschreibt eine Einbahnstraße. Von der Wiege bis zum Grab wie man es in der Lebenszyklusanalyse beschreiben würde.

Schrauben wir mal die Zeit ein bis zwei Jahrhunderte zurück. Zu Shakespeares Zeiten, in denen beispielsweise Schuhe noch von Hand hergestellt wurden, lag ein signifikanter Anteil der Arbeitsauslastung eines Schusters auf der Reparatur. Der Aufwand zur Reparatur eines Schuhs war damals ein Bruchteil des Aufwands zur Neuproduktion. Der reparierende Schuster war im Idealfall auch derselbe, der die Schuhe hergestellt hatte. Das heißt, die örtliche Barriere zur Reparatur war die gleiche wie die zum Neukauf. Heutzutage ist das anders. Produktionsstätte und Ort der Kaufhandlung teilen sich meist nicht einmal den gleichen Kontinent. Abgesehen davon wäre eine Fabrik in Asien vermutlich auch für eine Reparaturanfrage eines Einzelpaares wenig offen. Unser Wirtschaftssystem erschwert aufgrund der Globalisierung Reparaturlösungen stark. Und nicht zuletzt ist das Produktdesign aufgrund von nicht lösbaren Verbindungen weniger auf Reparatur ausgelegt. Diese Produkte sind damit perfekt auf das schnelle Passieren der Einbahnstraße, also unser auf Neukonsum des gesamten Produktes getrimmte Wirtschaftssystem, angepasst.

Mit Produkten ist es wie mit der Evolution. Das Lebewesen, welches am besten an seine Umgebung angepasst ist, überlebt und vermehrt sich. Dabei spielen bei Tieren zum Beispiel die Effizienz bei der Futtermittelverwertung eine Rolle. So ist es auch mit einem Produkt. Meist setzt sich das Produkt, das die gewünschte Funktion mit dem geringsten Einsatz an Herstellkosten erfüllt, durch. Ob ein Produkt nun gut zu reparieren ist oder lange hält, hatte als Präferenzparameter in den letzten Jahrzehnten wenig Relevanz.

Hätte nun, um wieder zu Shakespeares Schuster zurückzukommen, dieser vor gut vierhundert Jahren auch so produziert, hätte er sich spätestens bei der Reparaturanforderung geärgert. Denn Shakespeare wird auf der Bühne sicherlich das ein oder andere Paar Schuhe an die Grenzen des Materials gebracht haben. Infolgedessen hätte der Schuster seine initiale Konstruktion abgeändert, sodass für ihn der Folgeauftrag der Reparatur leichter gewesen wäre. Reparaturfähigkeit und Langlebigkeit waren wohl Entscheidungsparameter bei der Selektion eines Produktaufbaus. Der Ärger über das nicht reparaturfähige Design wäre von der Evolutionsseite betrachtet her also ein Fressfeind, ein Ausschlusskriterium, was das Durchsetzen dieses Designs im Keim erstickt hätte.

Das heißt, der Endkonsument ist zu großen Teilen mitverantwortlich, welche Produkte sich auf dem Markt durchsetzen, da er die Anforderungen an Produkte festlegt.

Und Unternehmen richten sich wieder nach den Kunden. Das ist eine Stellschraube, an der jeder Einzelne drehen kann. Dabei würden bei langlebigen Produkten ebenso die Kunden stark profitieren, auch wenn diese Optionen vielleicht auf den ersten Blick weniger vorteilhaft erscheinen. Rechnet man sich die Kosten pro Nutzungseinheit anhand eines fiktiven Beispiels bei einer teureren, langlebigen Alternative und einer günstigen, kurzlebigen Alternative aus, wird das schnell klar.

Haben wir beispielsweise eine Musikanlage für 300 Euro und eine für 600 Euro. Viele Menschen tendieren dazu, bei ähnlicher optischer Erscheinung und vergleichbaren Funktionen zum günstigeren Produkt zu greifen. Hält die günstige Anlage aber nur fünf Jahre, während die hochpreisige Anlage zehn Jahre hält und dann mit einem Reparaturaufwand von 200 Euro weitere zehn Jahre, ist letztere Anlage auf das Nutzungsjahr gerechnet die günstigere. Die Nutzungskosten pro Jahr betragen 60 Euro bei dem 300 Euro Modell versus 40 Euro bei dem 600 Euro Modell. Theoretisch könnte der Hersteller der zweiten Anlage sogar noch weitere Einkünfte entweder über einen höheren Einstandspreis oder höhere Service- und Ersatzteilkosten erwirtschaften. Erst dann wären aus Konsumentensicht beide Optionen gleichwertig. Und trotzdem wird die zweite Anlage besser sein, da der Hersteller aus seinen gesamten Herstellkosten nur eine Anlage bauen muss, während der erste Anbieter vier Produkte liefern müsste. Somit eine Win-Win Situation für Firma, Klima und Kunde.

Um nochmal zu der Lebenszyklusbetrachtung von der Wiege bis zum Grab zurückzukommen: Auch wenn manch einer bei der Spezies Mensch nicht an die Wiedergeburt glaubt, so sollte man es doch zumindest bei (technischen) Produkten tun. Da diese nur eine Ansammlung mechanischer und elektronischer Systeme sind, ist eine Wiedergeburt durch Aufbereitung und Reparatur immer wieder möglich. Und es ist auch nicht so, dass Konsumprodukte nur eine finite Anzahl an Leben hätten, wie etwa Katzen sieben haben sollen. Technische Produkte können bis zum wirtschaftlichen Totalschaden repariert werden. Und wo der wirtschaftliche Totalschaden liegt, das wird zu großen Teilen schon in der Produktentwicklung entschieden - zu einem Zeitpunkt, wo noch kein physisches Produkt auf dem Markt ist. Das ist eine Stellschraube, an der jeder Produktentwickler drehen kann.

Aber nicht jeder Konsumgegenstand wird entsorgt, weil er defekt ist. Falls der Grund für das Wegwerfen ein wegfallender Bedarf ist, dann sollte dem Produkt trotzdem eine möglichst lange Nutzung ermöglicht werden. Dänemark geht hier mit einem sehr guten Beispiel voran: Die Genbrugsstation, das dänische Äquivalent zum deutschen Wertstoffhof, ist keine reine Entsorgungseinrichtung. Sie ist ein Hybrid aus vom Staat unterstützter Tauschstation und dem, was man in Deutschland als Wertstoffhof im engeren Sinne kennt. Es gibt auf diesen Plätzen hellgrüne Bereiche und dunkelgrüne Bereiche. Der dunkelgrüne Bereich ist ein reiner Entsorgungsbereich für Recyclingabfälle. Der hellgrüne Bereich ist das, was über den Funktionsumfang des deutschen Wertstoffhofes hinaus geht. Die dort abgelegten Gegenstände darf man sich einfach

mitnehmen, wenn man Verwendung dafür hat. Dort kann man wirklich vieles finden. Von Geschirr über Schreibtisch und Bürostuhl bis hin zu Golfschlägern und Skiausrüstung findet sich dort alles. Und auch beim Heimtransport wurde mitgedacht: Es besteht die Möglichkeit zum kostenfreien Ausleihen eines Lastenrades zum Transport der ergatterten (sperrigen) Schätze. Und wieder eine Win-Win-Win Situation: Die Abfallmenge, die das Entsorgungsunternehmen entsorgen muss, sinkt. Die Bevölkerung kann ohne Einsatz monetärer Mittel an benötigte Gegenstände kommen, was indirekt auch eine Reduktion sozialer Ungleichheiten mit sich bringt. Und natürlich profitiert die Umwelt gleich über dreierlei Wirkungsketten: Konsumnachfrage wird heruntergeschraubt, Abfalllast sinkt und Transportwege werden durch die lokale Weiternutzung reduziert.

All dies schafft mehr Bewusstsein dafür, wie wenig man Konsum überhaupt benötigt, um glücklich zu sein. Nicht ohne Grund zählen die Dänen zu den glücklichsten Nationen.

Wenn jeder einzelne die Stellschrauben in die richtige Richtung dreht, die er erreichen kann, ist das schon ein erster Schritt. Und wenn aus einzelnen Bemühungen kollektives Handeln wird, hängt unsere Zukunft nicht mehr von den Sternen ab. Darum lasst uns diese Chance nutzen!